

Predigt zu Markus 12,28-34 am Israelsonntag 2019 (25.08.2019), Marktkirche Hannover
Pastorin Dr. Adelheid Ruck-Schröder, Studiendirektorin im Predigerseminar Loccum

Die Gnade unsres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit euch allen!

Letztes Jahr in Jerusalem: Mittagshitze liegt über Rechavija, dem früheren deutsch-jüdischen Viertel in Jerusalem. Ich bin auf den Spuren der deutschen Juden, die sich vor 100 Jahren hier niedergelassen haben, darunter berühmte Dichter wie Gershom Scholem und Else Lasker-Schüler. Man sieht von damals nicht mehr viel. Trotzdem packe ich meinen Fotoapparat aus. Da spricht mich ein alter Herr auf Englisch an. Ich könne ihn doch noch aufs Bild nehmen, dann wird das Foto vielleicht etwas interessanter. Schnell merkt er, dass ich Deutsche bin. Und dann spricht er Deutsch mit mir: Aus Ihringen sei er gebürtig, dem schönsten Dorf im Breisgau. (Ich kenne diese Gegend aus meiner eigenen Kindheit und weiß genau, wovon er spricht). Er war acht, als er nach Frankreich deportiert wurde. Dort hat er in Kinderheimen überlebt. Seine Eltern wurden von den Nazis ermordet. Nach dem Krieg habe er als Bäcker in Amerika gearbeitet, jetzt lebe er in Jerusalem, weil einer seiner Söhne hier wohne. „Ich sehne mich nach Ihringen“, sagt er. „Nur einmal war ich noch da. Eine Lehrerin hat mich eingeladen, ihren Schülern von meiner Geschichte zu erzählen.“ Kurt Judas heißt der alte Herr. Sein Name spiegelt beide Welten, die so jäh auseinandergerissen wurden. „Manchmal vermisse ich die deutsche Sprache und Ihringen. Aber jetzt bin ich zu alt für so eine Reise.“ Wir stehen einen Moment schweigend da. Er müsse jetzt nach oben. Seine Frau warte. Ich helfe ihm, die Einkaufstasche in den dritten Stock zu tragen und wir verabschieden uns.

Dieser Dialog vor der Haustür war für mich das Kostbarste der ganzen Israelreise. Ich hatte mit dieser Begegnung nicht gerechnet und war dankbar, dass dieser alte jüdische Herr, der im gleichen Jahr wie mein Vater in Süddeutschland geboren wurde, so freundlich mit mir sprach, mir von seiner Heimat erzählt hat, die auch meine ist. Und von seiner Geschichte, die Teil meiner Geschichte und doch so unerhört anders als meine ist.

Es ist gut, wenn wir uns heute am Israelsonntag an gelungene Dialoge erinnern. Seit ich den Israelsonntag kenne, haben wir ausschließlich schwierige biblische Passagen zu Israel und Kirche angestimmt. Und tatsächlich gehen die Dialoge im Neuen Testament

zwischen Jesus und „den Juden“ normalerweise schief. „Die Juden“ kriegen dabei fast immer die leidige Rolle, Jesus zu „versuchen“, ihn aufs Glatteis zu führen, eine Fangfrage zu stellen. Das ist ja ganz historisch. Denn „die Juden“ gab es nie als homogene Gruppe. Weder in der Antike noch heute. Das ist eine Verzerrung des Judentums, einer zum damaligen Zeitpunkt bereits ausdifferenzierten Religion. Jesus selbst repräsentierte als Jude *eine* Richtung des Judentums. Es stimmt: Im Verlauf der Geschichte kam es zur schmerzlichen Trennung von Christen und Juden. Aber in den Anfängen der Jesusbewegung war das anders. Da gab es eine hohe Übereinstimmung. Der heutige Predigttext erinnert uns daran. Und darin ist er so kostbar. Er bewahrt diese alte Erinnerung wie einen Schatz: Die Erinnerung daran, dass Jesus selbstverständlich in hoher Übereinstimmung mit anderen jüdischen Gelehrten stand. Er hat mit ihnen auf Augenhöhe und in gegenseitiger Zustimmung diskutiert.

Hören wir mal rein in den Dialog zwischen Jesus und dem Schriftgelehrten: „Du hast schön gesprochen“, hören wie den Schriftgelehrten zu Jesus sagen. „Wahr“ sei die Antwort Jesu. „Er hat verständig geantwortet“, bescheinigt Jesus wiederum dem Schriftgelehrten. Und: „Du bist nicht fern vom Reich Gottes.“ Fünf Mal wird die Übereinstimmung in dem kurzen Dialog betont! Gleichzeitig setzen aber beide Gesprächspartner durchaus auch eigene Akzente. Und vor allem: Sie hören einander zu.

Kurzum: Dieser Dialog ist eine echte Blaupause für das Gespräch zwischen Christen und Juden! Darin ist er ein seltener Schatz in den Evangelien.

In der Sache geht es um das höchste Gebot, um das wichtigste Gebot.

Es war im damaligen Judentum umstritten, ob man sich auf diese Frage überhaupt einlassen sollte, ob eine Hierarchisierung überhaupt sinnvoll ist. Die Antwort auf die Frage nach dem höchsten Gebot fiel dann auch unterschiedlich aus. Manche Gelehrte hielten die Ebenbildlichkeit des Menschen für das wichtigste. Andere das Hören. Für andere war das Liebesgebot das wichtigste. Diese Meinung vertritt auch Jesus und steht damit ganz auf dem Boden des Judentums:

„Höre Israel, der Herr unser Gott ist einer. Du sollst den Herrn deinen Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele, von ganzem Gemüt und mit all deiner Kraft. Das andere ist dies: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.“

Jesus zitiert hier, und auch das ist gut jüdisch, zwei zentrale Verse der Tora: Zum einen das sog. „Sch´ma Israel“, das „Höre Israel“ (5. Buch Mose 6,4). Es ist das Glaubensbekenntnis

Israels und stellt die Liebe zum einen Gott in den Mittelpunkt. Jesus liegt es offensichtlich am Herzen, seine Übereinstimmung mit dem Bekenntnis Israels ausdrücklich zu betonen. Als zweites zitiert Jesus das Gebot der Nächstenliebe aus dem 3. Buch Mose (19,18). Beide Teile des Liebesgebotes stammen aus der Hebräischen Bibel, dem sog. Alten Testament. Und auch das macht diesen Dialog am Israelsonntag so erhellend für uns als christliche Gemeinde: Jesus hat das Doppelgebot der Liebe nicht erfunden. Er hat es aus dem Reichtum seiner eigenen jüdischen Tradition herausgehoben. Deshalb findet der Schriftgelehrte diese Antwort „schön“ (V 32) und setzt sogar noch eins drauf: Das Gebot der Liebe wiege sogar mehr als Brand- und Schlachtopfer. Das findet nun Jesus wiederum sehr „vernünftig“ (V 34).

Ein schönes Gespräch! Ich möchte es heute Morgen gerne fortsetzen:

Wie denken *Sie* über diese Frage nach dem Wichtigsten, nach dem „höchsten Gebot“?

Die letzte große Umfrage unter Kirchenmitgliedern hat eine ähnliche Frage gestellt: „Was gehört Ihrer Meinung nach dazu evangelisch zu sein?“

Wie würden Sie darauf antworten?

83% der Kirchenmitglieder finden: „Sich bemühen, ein anständiger Mensch zu sein“. „Sich dafür einsetzen, dass andere ein gutes Leben haben“ (64%). „Nach den 10 Geboten leben“ (62%).

Auch Meinungsforscher wollen das immer wieder wissen: „Was halten Sie persönlich im Leben für besonders wichtig?“ Seit Jahren sind die Umfragewerte stabil: „Freunde haben“, sagen 85 % der Befragten, „für die Familie da sein“ (80 %), „eine glückliche Partnerschaft“ (75%), „soziale Gerechtigkeit“ (65 %).

Mir fällt auf: Es sind nicht die materiellen Dinge, die die höchsten Werte kriegen. Es ist die Beziehung zu anderen. Gute Freunde. Fürsorge in der Familie. Das gelingende Miteinander. Sind das unter veränderten Vorzeichen Realisierungen des biblischen Liebesgebotes?

Natürlich ist die Frage des Schriftgelehrten im 1. Jahrhundert nach Christus etwas anderes als eine Allensbach-Umfrage oder eine Kirchenmitgliedschaftsuntersuchung im 21.

Jahrhundert. Und es stimmt auch, dass es eine Umschichtung der Antworten heute gibt.

Weg von der Gottesliebe hin zum nahen Nächsten und zu meinem engeren sozialen Umfeld.

Deshalb beeindruckt es mich, wie Schüler und Schülerinnen in der *Fridays for Future* -

Bewegung über ihr eigenen vier Wände hinausdecken und uns Freitag für Freitag die Frage

nach der Verantwortung für die Schöpfung ins Stammbuch schreiben: Habt Ihr vergessen, was das Wichtigste ist?!

Auch die 900 Delegierten aus verschiedenen Religionen versuchten vorgestern in Lindau am Ende der Konferenz der Weltreligionen, ihren Beitrag zu den wichtigsten Herausforderungen der Gegenwart zu formulieren. Religionen dürften nicht für Hass stehen, müssten vielmehr ein Zeichen des Friedens setzen.

Das haben orthodoxe Rabbiner in einer bahnbrechenden Erklärung zum Ausdruck gebracht (2015). Sie schreiben: „Keiner von uns kann die Mission Gottes in dieser Welt alleine erfüllen.“ Die orthodoxen Rabbiner erkennen das Umdenken der christlichen Kirche im Blick auf das Judentum an. Von daher reichen sie der christlichen Kirche die Hand und sehen uns bei allen Unterschieden als Partner im Dienst an der Welt.

Aus meiner Sicht ist der Dialog zwischen Jesus und dem Schriftgelehrten über das höchste Gebot eine wunderbare Grundlage für diesen gemeinsamen Auftrag. Es ist gut, ihn am Israelsonntag in Erinnerung zu rufen.

Der Dialog fand schon bei Jesus öffentlich statt. Alle konnten zuhören und mitreden. Das sollen wir heute auch tun.

Deshalb irritiert mich der letzte Satz des Predigttextes: „Und niemand wagte mehr, ihn zu fragen.“ Das ist natürlich das Letzte, was wir von einem Dialog erwarten, dass sich keiner mehr traut, etwas zu fragen. Deshalb müssen wir diesen Satz meines Erachtens heute umschreiben und weiterschreiben:

So wie es Rabbiner Lengyel bei uns im Predigerseminar in Loccum macht. Regelmäßig kommt er aus Hannover zum Gespräch mit Vikaren. Rabbiner Lengyel ist ein Meister des Zuhörens. Er hat viel zu sagen, aber jedes Mal will er zuerst wissen, was die Vikar*innen bewegt. Beharrlich und geduldig fordert er sie zum Fragen und zur Diskussion auf.

Das ist der Geist des Dialogs zwischen Jesus und dem Schriftgelehrten und der Auftrag an uns: Nach dem wichtigsten Gebot zu fragen, dabei die gemeinsame Grundlage zu suchen und unterschiedliche Akzente zu achten.

Und der Friede Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft und Kraft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.